

Zwei Kulturen der Wissenschaft

Die Snow-Leavis Kontroverse
und das Wesen der Universität

Wissenschaftskulturen
im Rahmen des Honors Program
an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Themensteller: Prof. Dr. Jürgen von Hagen

vorgelegt im Mai 2022

von

Carlo Knapp

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	3
1.1	Ein Vortrag mit Folgen	3
1.2	Der historische Kontext	4
2	Zwei Kulturen & die Wissenschaftsrevolution	6
2.1	Die zwei Kulturen	7
2.2	Die Zukunft steckt in den Knochen der Wissenschaftler	7
2.3	Reform für ganzheitliche Bildung	9
3	Die Bedeutsamkeit von C.P. Snow	10
4	Vergleich und Analyse	11
5	Das Wesen der Universität	14
5.1	Der Streit der Fakultäten	14
5.2	Bildungsreformer Wilhelm von Humboldt	16
5.3	Newmans Vorstellungen einer Universität	17
5.4	MacIntyres Erläuterungen der Kritik an Newman	19
6	Kritische Stellungnahme	20
	Literatur	22

1 Einleitung

Die mit "Two Cultures of Science" verbundene Debatte zwischen Charles Percy Snow und Frank Raymond Leavis gilt als ein bedeutender Meilenstein für die Entwicklung der Natur- und Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft.

Die Debatte brachte die tiefgreifenden Spannungen zwischen der natur- und geisteswissenschaftlichen Kultur hervor. Durch eine Sensibilisierung der Naturwissenschaftler für die Rolle der Geisteswissenschaftler und vice versa regte sie eine interdisziplinäre Zusammenarbeit und initiierte die Entwicklung ganzheitlicher Bildungskonzepte, um die natur- und geisteswissenschaftliche Kultur in Einklang zu bringen. Die Debatte und ihre Impulse beeinflussten maßgeblich das Wesen der Universität, wie wir es heute kennen.

1.1 Ein Vortrag mit Folgen

Der Ursprung der Debatte geht auf den Vortrag "Two Cultures" von Charles Percy Snow zurück, den er am 7. Mai 1959 an der Universität Cambridge hielt und später in einem umfassenden Essay veröffentlichte.

Als ein bekannter britischer Physiker und Schriftsteller verfügte C. P. Snow gleichermaßen über eine wissenschaftliche sowie literarische Ausbildung und hatte einen tiefen Einblick in beide Kulturen. Insbesondere verstand Snow als Mitglied der Royal Society die Bedeutung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Kulturen für die Entwicklung der Gesellschaft und wurde von Naturwissenschaftlern wie Literaten geschätzt. In seinem Vortrag betonte er die Distanz zwischen Natur- und Geisteswissenschaftlern, die zu einem ernsthaften Missverständnis und einer Spaltung in der Gesellschaft führe.¹ Snow konstatierte die wachsende Bedeutung der Naturwissenschaft in der modernen Welt und kritisierte die Literaten dafür, dass sie die technologische Entwicklung und die Probleme der Zeit vernachlässigen würden.²

¹Vgl. Snow 1959, S. 1-2.

²Vgl. Snow (ebd.), S. 6.

Snow war besorgt über das Fehlen von wissenschaftlichem Wissen in den Kreisen der politischen und kulturellen Eliten in Großbritannien. Aus seiner Sicht liesse sich dieses Defizit durch eine Bildungsreform zur Integration beider Kulturen überwinden. Dies ermögliche auch eine bessere Zusammenarbeit mit weitreichenden Synergien.³

Der einflussreiche britische Literaturkritiker und Dozent für Englische Literatur Frank Raymond Leavis vertrat hingegen eine skeptischere Haltung gegenüber den Naturwissenschaften und war einer der Hauptkritiker von Snow. Er antwortete auf Snows Rede mit dem Aufsatz "Two Cultures? The Significance of C.P. Snow" und stellte neben Snows Thesen gleich Snow als Person öffentlich zur Debatte. In seinem Aufsatz argumentierte Leavis, dass die Distanz, die Snow zwischen den beiden Kulturen beschrieb, künstlich und übertrieben sei. Zudem betonte F.R. Leavis die Bedeutung der Geisteswissenschaften, insbesondere der Literatur, für das Verständnis und die Entwicklung der Kultur. Snow hingegen fehle dafür schlicht das Verständnis. Leavis sprach Snow die Expertise für die literarische, traditionell klassische Kultur ab.⁴

Leavis war besorgt über die Bedrohung der literarischen Bildung durch die Naturwissenschaften und erläuterte, dass die Betonung der wissenschaftlichen Rationalität zu einer Verarmung der menschlichen Erfahrung und des kulturellen Erbes im Sinne einer humanistischen Erziehung führen könne. Er sah die Wissenschaft in ihrem technologischen Streben einer zunehmenden Vernachlässigung der menschlichen Aspekte des Lebens ausgesetzt.⁵

1.2 Der historische Kontext

Die Debatte über die "Two Cultures of Science" zwischen C.P. Snow und F.R. Leavis ereignete sich in Großbritannien etwa von 1959 bis 1962 in einer Zeit von starken Veränderungen innerhalb der Gesellschaft, der Wissenschaft und der Bildungslandschaft.

³Vgl. Snow (1959), S. 9-10.

⁴Vgl. Leavis 1962, S. 64.

⁵Vgl. Leavis (ebd.), S. 74-75.

Die Bildung der damaligen Zeit wurde maßgeblich von den Universitäten Oxford und Cambridge sowie einem Verständnis des Humanismus geprägt. Mit einer Fokussierung auf literarische Aspekte im Sinne der klassischen Tradition und Anforderungen von hoher Spezialisierung in den Auswahlverfahren für Stipendien legten die Universitäten Oxford und Cambridge den Grundstein für eine Kultur, die von Geisteswissenschaftlern bestimmt wurde und die Naturwissenschaften eher als Randerscheinung gelten liess. In der Extremform führte dies dazu, dass die größtmögliche Distanz zur Praxis für einige Intellektuelle der klassischen Kultur als ein Merkmal besonderer Güte (miss)verstanden wurde. Die Abneigung der Literaten gegenüber den Naturwissenschaftlern uferete in eine immer größer werdende Distanz zwischen Natur- und Geisteswissenschaftlern aus. Das Wesen der Universität und das Selbstverständnis einiger Wissenschaftler war entscheidend für die Abgrenzung der beiden Kulturen voneinander und die zumindest damals wahrgenommene unüberbrückbare Distanz.

In den 1940er und 1950er Jahren erlebte die Welt einen tiefgreifenden Wandel durch die Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkrieges. Die Folgen des Krieges, der Aufstieg der Supermächte und die Anspannungen eines kalten Krieges führten zu politischen und wirtschaftlichen Umstrukturierungen, die mit technologischem Fortschritt und wissenschaftlichen Entdeckungen einhergingen. Durch das Aufkommen der modernen Technologien und deren zunehmende Bedeutung für den Wiederaufbau, die Entwicklung der Ökonomie und den permanenten politischen Systemwettbewerb gewann die wissenschaftliche Forschung im Sinne der Naturwissenschaften zunehmend an Wertschätzung und öffentlichem Interesse.⁶ Während in der Literatur die Kriegserfahrungen verarbeitet wurden, gaben die Naturwissenschaften den Takt im Systemwettbewerb zwischen dem Westen und der UDSSR an. Wissenschaftlicher Erfolg wurde kriegsentscheidend. Doch die regierende Elite in Großbritannien liess aus Sicht vieler ein grundlegendes Verständnis für die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und deren Folgen für politische Entscheidungen und Programme vermissen. Das Primat der klassischen, literarischen Kultur in der britischen Upperclass erschien nicht länger gerechtfertigt. Rufe nach einer Bildungsreform zugunsten der Naturwissenschaften wurden lauter.

⁶Vgl. Jacobs 2014, S. 3.

Diese Entwicklungen führten zu Diskussionen über den Wert und die Rolle von Wissenschaft und Geisteswissenschaften in der Gesellschaft. Snows und Leavis unterschiedliche Ansichten entsprachen dabei gewissermaßen den zwei Polen des damaligen Meinungsspektrums. Der öffentliche Dissens zwischen C.P. Snow und F.R. Leavis sowie die geradezu persönliche Anfeindung von Leavis gegenüber Snow löste breitere gesellschaftliche Kontroversen über die Beziehung zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften aus.

Die Kontroverse über die "Two Cultures of Science" spiegelte somit die größeren sozialen und intellektuellen Veränderungen wider, die in dieser Zeit stattfanden. Die Kontroverse ereignete sich in einem historischen Moment, in dem die traditionellen Grenzen der akademischen Disziplinen in Frage gestellt und eine ganzheitlichere Bildung gefordert wurde. Diese Debatte hatte langfristige Auswirkungen auf das Bildungssystem und die Beziehung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften und war insbesondere für den Systemwettbewerb zu Zeiten des Kalten Krieges entscheidend. Durch den langfristigen Einfluss auf das britische Bildungssystem und der auch heute noch spürbaren, wenn auch geringeren Distanz zwischen Natur- und Geisteswissenschaftlern erfreut sich die Debatte beständiger Relevanz.

2 Zwei Kulturen & die Wissenschaftsrevolution

C.P. Snow beschrieb sich selbst in seiner Rede "Two Cultures" als einen Intellektuellen zwischen den beiden Kulturen der Natur- und Geisteswissenschaften.

"By training I was a scientist: by vocation I was a writer."⁷

Er betonte dabei gleich zu Beginn seiner Rede, dass er nur durch Zufall sowie seine bescheidene Herkunft zu dieser Position gekommen sei und jeder mit einer vergleichbaren Erfahrung zu dem selben Schluss wie Snow kommen müsse. Seine Erkenntnis sei somit eine glückliche Fügung und allgemeingültige Erfahrung zugleich.

⁷Vgl. Snow 1959, S. 1.

2.1 Die zwei Kulturen

Zunächst erläuterte Snow die Distanz zwischen den beiden Kulturen der Natur- und Geisteswissenschaften. In seinem Umfeld habe Snow viele enge Freunde aus beiden Kulturen gehabt. Er habe dabei konstant das Gefühl erlebt, er sei zwischen zwei Welten unterwegs. Als würde ein Ozean beide Kulturen voneinander trennen.⁸ Besonders treffend empfand Snow die Selbstbezeichnung der Literaten als "Intellectuals as though there were no others". Das individuelle Selbstverständnis der Literaten und die kulturelle Distanz führten laut Snow zu einem Übermaß an Missverständnissen und gelegentlich sogar aufkommender Ablehnung wie Feindschaft.⁹

Um Missverständnisse und mögliche Gründe für gegenseitige Ablehnung aus dem Weg zu räumen, versuchte Snow einige Klischees aufzuarbeiten. So würden die Literaten häufig die Wissenschaftler als überoptimistisch empfinden, während die Wissenschaftler die Literaten als nicht vorausschauend und unrational wahrnehmen würden.¹⁰ Den wahrgenommenen Optimismus der Wissenschaftler begründete Snow mit einer klaren Fokussierung auf die menschlichen Möglichkeiten. Wissenschaftler seien von Natur aus ungeduldig und daran interessiert, so lange an einer Verbesserung der Umstände zu arbeiten bis die Unmöglichkeit des Unterfangens bewiesen sei. Die nicht vorausschauende und unrationale Art der Literaten ergebe sich laut Snow aus der langsameren Entwicklung in der Literatur. Ohne ähnliche automatische Selbstkorrekturmechanismen wie in den Wissenschaften würden die auf Fehlern basierenden Paradigmen in der Literatur länger bestehen und diese anfälliger für geistige Verfehlungen machen. Als Beispiel nannte Snow hierfür die unrühmliche Zeit von 1914 bis 1930.¹¹

2.2 Die Zukunft steckt in den Knochen der Wissenschaftler

Snow war überzeugt "scientist have the future in their bones [and] the traditional culture responds by wishing the future does not exist". Doch die traditionelle, literarische

⁸Vgl. Snow 1959, S. 1.

⁹Vgl. ebd., S. 2.

¹⁰Vgl. ebd., S. 3.

¹¹Vgl. ebd., S. 4.

Kultur habe der wissenschaftlichen Kultur bislang zu wenig Platz eingeräumt und würde nach wie vor die westliche Welt kontrollieren, zum Nachteil der Allgemeinheit.¹²

Margaret Thatcher würde später, entsprechend der Haltung von Snow, bestätigen, dass sie weit aus wenig stolz darauf sei, die erste weibliche Premier Ministerin zu sein, sondern viel mehr stolz darauf sei, als erster Premier einen wissenschaftlichen, nicht literarischen Abschluss vorzuweisen.¹³

Snow glaubte, dass Wissenschaftler im Allgemeinen gut mit der Kultur und dem Wissen der Geisteswissenschaften vertraut seien.

”As one would expect, some of the very best scientist [...] had read everything that literate people talk about”.¹⁴

Dennoch hätten die Wissenschaftler ihre eigene Kultur. Eine Kultur, die in ständiger Bewegung und der literarischen Kultur konzeptuell überlegen sei. Den Wissenschaftlern fehle jedoch die Vorstellungskraft und Fantasie der Literaten.¹⁵

Bei den Geisteswissenschaftlern beklagte Snow hingegen das Fehlen eines jeglichen Grundverständnisses für die Naturwissenschaften.

”[Literates] still like to pretend that the traditional culture is the whole culture, as though the natural order didn’t exist”.¹⁶

Snow beschrieb besonders detailliert und pointiert seine Erfahrungen aus Gesprächen mit angesehenen Literaten. Diese hätten ihre Geringschätzung gegenüber Wissenschaftlern ausgedrückt, wobei sie selbst nicht mal die zur Beurteilung notwendigen Grundvoraussetzungen, wie beispielsweise das Verständnis des zweiten Gesetzes der Thermodynamik, mitbringen würden. Snow hielt den Literaten regelrecht den Spiegel vor und erklärte, dass fehlende Kenntnis des zweiten Gesetzes der Thermodynamik ungefähr dem Intellekt gleich käme, kein einziges Werk von Shakespeare gelesen zu haben. Er

¹²Vgl. Snow 1959, S. 6.

¹³Vgl. Jacobs 2014, S. 5.

¹⁴Vgl. Snow 1959, S. 6.

¹⁵Vgl. ebd., S. 7.

¹⁶Vgl. ebd., S. 7-8.

setzte sogar noch einen drauf und stellt die These auf, dass einer von zehn Literaten nicht mal wüsste, was mit Masse oder Beschleunigung gemeint sei, was ungefähr in der traditionellen Kultur dem Analphabetismus entspräche. Snow betrachtete diese Wissenslücke der Literaten als ein bedeutendes Hindernis, um die komplexen Herausforderungen der modernen Welt anzugehen.¹⁷ In seiner Rede führte Snow weiter aus, dass die Realität die Literaten "brutal" einholen werde. Während jeder junge Naturwissenschaftler sich sicher sein könne, dass sich keiner über seine Arbeit lustig mache, müsse sich der durchschnittliche Literat zunehmend glücklich schätzen, wenn er etwa 60% des Verdienstes des durchschnittlichen Naturwissenschaftlers erhalte.¹⁸ Im Kontext der industriellen Revolution brauche es eine wissenschaftliche Revolution, da Literaten von Natur aus Technikfeinde seien.¹⁹

2.3 Reform für ganzheitliche Bildung

Snow drängte daher aus mehreren Gründen auf eine bessere Integration und Zusammenarbeit zwischen Natur- und Geisteswissenschaften und betonte die Notwendigkeit einer ganzheitlichen Bildung, die beide Bereiche umfasse. Snow erklärte, dass die Förderung des interdisziplinären Dialogs und der Zusammenarbeit es der Gesellschaft ermöglichen könnten, drängende Probleme wie Armut, Ungleichheit und den Fortschritt der Technologie besser anzugehen.²⁰

Nach diesem eindrucksvollen Appell äußerte Snow ebenfalls, warum sich die klassische, kulturelle, britische Elite vor dieser wissenschaftlichen Revolution nicht verschließen dürfe. Die wissenschaftliche Revolution sei notwendig, um in ärmeren Ländern eine industrielle Revolution voranzutreiben und Hunger wie Armut in der Welt zu beenden. Zwar sei es möglich, dass sich die Literaten persönlich weiterhin nicht für die Naturwissenschaft interessieren, doch sie könnten nicht ganz Großbritannien und die Ärmsten der Welt dabei in Mitleidenschaft ziehen.²¹

¹⁷Vgl. Snow 1959, S. 8.

¹⁸Vgl. ebd., S. 9-10.

¹⁹Vgl. ebd., S. 12.

²⁰Vgl. ebd., S. 9-12, 26.

²¹Vgl. ebd., S. 13, 17-18, 24-25.

3 Die Bedeutsamkeit von C.P. Snow

Der Literaturkritiker F.R. Leavis vertrat eine andere Auffassung als Snow und begann seinen Aufsatz indem er C.P. Snow Überheblichkeit und Ignoranz vorwarf.

”Snow is in fact portentously ignorant. No doubt he could himself pass with ease the test he proposes for his literary friends with the intimation that they would fail”.²²

Snow verstünde nichts von der Geschichte, der Natur der Zivilisation und Literatur.

”[Snow] is intellectually as undistinguished as it is possible to be”.²³

Leavis sei dabei bewusst, dass er drastisch und angreifend agiere, doch keiner solle fälschlicherweise annehmen, dass das ihm Freude bereite.²⁴ Seine Kritik an der Rede von Snow könne man nach wie vor als mild bezeichnen, da Snows Rede jeglicher Intellekt fehle und selbst in keinem vernünftigen Stil geschrieben sei.

”The lecture exemplifies kinds of bad writing in such richness and so significant way that there would be some point in the schoolmaster’s using it as a text for elementary criticism”.²⁵

Insbesondere bemängelte Leavis die Art und Weise, wie sich C.P. Snow als eine Art wissenschaftliche und literarische Autorität aufbaue.

”There are the two uncommunicating and mutually indifferent cultures, there is the need to bring them together, and there is C.P. Snow, whose place in history is that he has them both, so that we have in him the paradigm of the desired and necessary union”.²⁶

Leavis hingegen ist davon überzeugt, dass Snow kein Literat sei. Höchstens Snow selbst sei davon überzeugt, dass Snow ein Literat sei.²⁷ Generell behauptete Leavis, dass die

²²Vgl. Leavis 1962, S. 53-54.

²³Vgl. ebd., S. 54.

²⁴Vgl. ebd., S. 55.

²⁵Vgl. ebd., S. 56.

²⁶Vgl. ebd., S. 56-57.

²⁷Vgl. ebd., S. 57.

Rede von Snow weder für einen Literaten noch für einen Wissenschaftler angemessen gewesen sei.²⁸

Inhaltlich war Leavis der Meinung, dass die Geisteswissenschaften einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung eines umfassenderen Verständnisses der Welt leisten könnten, das über rein wissenschaftliche und technologische Fortschritte hinausgehe.²⁹ Er argumentierte, dass die Auseinandersetzung mit literarischen Werken eine tiefgreifende und umfassende Kenntnis der menschlichen Natur und des menschlichen Zustands ermögliche. Diese Art von Wissen könne nicht allein durch wissenschaftliche Methoden und Erklärungen vermittelt werden. Leavis kritisierte die Vorstellung, dass die wissenschaftliche Herangehensweise allein ausreiche, um die Herausforderungen und Probleme der modernen Welt zu bewältigen. Er war der Meinung, dass die Geisteswissenschaften einen wichtigen Beitrag zur kritischen Reflexion, zum Verständnis komplexer menschlicher Zusammenhänge und zur Entwicklung ethischer Werte leisten.

”Like Snow I look to the University. Unlike Snow, I am concerned to make it really a university (that is) more than a collocation of specialists departments - to make it a centre of human consciousness: perception, knowledge, judgement and responsibility”.³⁰

4 Vergleich und Analyse

Wie so viele ihrer Zeitgenossen stimmen Snow und Leavis zumindest über ein, dass die Natur- und Geisteswissenschaften sich auf sehr verschiedenen Pfaden weiterentwickelt hatten. Snow machte in seiner Rede jedoch sehr deutlich, dass er die Verantwortung für diese Entwicklung nicht gleichmäßig verteilt sehe und machte die Literaten maßgeblich für diese Entwicklung verantwortlich. Leavis wies diesen Vorwurf zurück.

In seiner Rede reklamierte Snow die Autorität einer Person, die die Brücke zwischen

²⁸Vgl. Leavis 1962, S. 59.

²⁹Vgl. ebd., S. 64.

³⁰Vgl. ebd., S. 75.

beiden Kulturen in ihren Händen hält. Diese Erwartungen, die Snow damit weckte, konnte er nicht erfüllen. So ist es wenig verwunderlich, dass viele seiner Zeitgenossen mit positiven Antworten auf seine Rede und seinen Essay reagierten, die Problembe-schreibung teilten, aber immer noch keine klaren Vorstellungen davon hatten, was gegen diese Entwicklung konkret unternommen werden könne.³¹

Die Kritik von Leavis war vor allem persönlicher Natur. Leavis betrachtete Snow keines Falls als literarische Autorität. Er sprach Snow die Kompetenz ab, über die klassische Kultur urteilen zu können. Zugegeben, Snows Verhältnis zur Wissenschaft und zur Li-teratur entwickelte sich wenig ruhmreich. Früh in Snows Karriere glaubten er und ein Kollege eine bahnbrechende wissenschaftliche Entdeckung gemacht zu haben. Sie ver-öffentlichten diese und mussten diese ähnlich öffentlichkeitswirksam wieder revidieren. Snows Bruder nannte dies später als Snows persönliches Trauma. Dieses Trauma sei der Grund, weshalb sich Snow einer anderen Leidenschaft, dem Schreiben von fiktionaler Literatur zuwandte. Seine Werke kann man nicht als besonders herausragend anspruchs-volle Literatur bezeichnen, doch sie erschienen in soliden Auflagen und brachten stabile finanzielle Einnahmen. Sicherlich ist es nicht verhältnismäßig Snow das Verständnis für Literatur abzusprechen, wie Leavis es versuchte, doch die Autorität eines Literaturex-perten hatte Snow nicht. Letztlich beruhte Snows Autorität auch weniger auf seiner literarischen Begabung, sondern mehr auf Snows Tätigkeiten als wissenschaftlicher Be-rater der Politik.

Snows Rede richtete sich vermutlich an ein möglichst breites Publikum, war in Um-gangssprache verfasst und sollte dementsprechend die Anforderungen eines Literatur-kritikers wie Leavis von vorneherein nicht erfüllen. Snows Ansichten und sein Appell für ganzheitliche Bildung sollten vermutlich einfach möglichst viel politisch und kultu-rell entscheidendes Gehör finden. Ironischerweise hat gerade Leavis vernichtende Kritik maßgeblich Snow dabei geholfen dieses Ziel zu erreichen. Leavis Kritik verschärfte die Debatte und machte diese so spannender für breitere Teile der Gesellschaft. Seitdem wurde nicht länger über die "Two Cultures of Science" Kontroverse, sondern von der

³¹Vgl. Jacobs 2014, S. 1.

Snow-Leavis Kontroverse gesprochen. Die Kontroverse hatte zwei bekannte Gesichter bekommen.³² Leavis bereute öffentlich nie die diffamierende Art seines Aufsatzes. Auf Rückfragen bezüglich der Tonalität seines Aufsatzes reagierte er stets indem er kurz überlegte und dann sagte, er sei zufrieden mit seiner Version.

”It will be a classic”.³³

Die meisten bewerteten Leavis Kritik allerdings als unangemessen und inhaltsleer. Besondere Belustigung erregte Snows Reaktion auf Leavis Kritik. Snow zeigte sich gespielt verärgert über Leavis Kritik, die Snows Chancen auf den Literatur Nobelpreis vernichtet hätte. Dabei war allen inklusive Snow bewusst, dass Snows Werke zwar nicht schlecht und durchaus lesenswert, aber definitiv nicht nobelpreisverdächtig sind.

Inhaltlich überschätzte Snow den Einfluss der traditionellen Kultur auf den Westen und die Erfolge einer internationalen wissenschaftlichen Zusammenarbeit. Seine Hoffnungen standen schlicht nicht im Einklang mit den geopolitischen Realitäten.³⁴ Nichtsdestotrotz sensibilisierte seine Arbeit für die Notwendigkeit interdisziplinärer Ansätze in Bildung und intellektuellen Bestrebungen. Sein Appell kann als Aufruf zur Überwindung der Barrieren zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften gesehen werden, der eine ganzheitlichere und kooperative Herangehensweise an Wissen und Problemlösung förderte und das Wesen der Universität, wie wir sie heute kennen, beeinflusste.

”The clashing point of two subjects, two disciplines, two cultures—of two galaxies, so far as that goes— ought to produce creative chances”.³⁵

³²Vgl. Jacobs 2014, S. 2.

³³Vgl. ebd., S. 3.

³⁴Vgl. Ortolano 2008, S. 146.

³⁵Vgl. Snow 1959, S. 9.

5 Das Wesen der Universität

5.1 Der Streit der Fakultäten

Bereits im Jahr 1738, etwa 120 Jahre vor der Snow-Leavis Kontroverse, wurde das Wesen der Universität und die Autonomie und Legitimität der einzelnen Fakultäten innerhalb einer Universität intensiv erörtert. So analysierte der deutsche Philosoph Immanuel Kant in seinem Werk "Der Streit der Fakultäten" das Verhältnis der philosophischen Fakultät mit der theologischen Fakultät, mit der juristischen Fakultät und mit der medizinischen Fakultät.

In seinem Werk "Der Streit der Fakultäten" argumentiert Kant dafür, dass die einzelnen Fakultäten, insbesondere die philosophische Fakultät, unabhängig und autonom sein sollten. Es geht Kant nicht darum, dass eine Fakultät den Streit um Autonomie gewinnt und die andere verliert. Vielmehr betont er die Bedeutung des Austauschs, der gegenseitigen Ergänzung und des Dialogs zwischen den Fakultäten, um ein umfassenderes Verständnis der Wahrheit zu erreichen.

Kant unterteilte die Fakultäten dazu in zwei Kategorien: die höhere Fakultät der Philosophie und die niedere Fakultät der Mathematik und Naturwissenschaften. Er betrachtet die philosophische Fakultät als übergeordnet, da sie sich mit Fragen der Ethik, Metaphysik, Erkenntnistheorie und Logik befasse. Kant sah die Philosophie als die Grundlage für alle anderen Wissenschaften an, da sie sich mit den Grundlagen des Denkens, Wissens und Handelns auseinandersetze. Er erläuterte, dass die Philosophie als kritische Vernunft den Raum haben sollte, um Fragen zu stellen, zu hinterfragen und zu erforschen, ohne dogmatischen Vorgaben zu folgen.

Im Streit mit der theologischen Fakultät argumentiert Kant, dass es unterschiedliche Glaubensarten gibt, so dass diese nicht alle auf rationaler Vernunft des Menschen beruhen könnten.³⁶ Laut Kant dränge die theologische Fakultät nur auf "göttliche Of-

³⁶Vgl. Kant 1798, S. 15.

fenbarung [...], als wenn der Glaube desselben zur Religion gehörte”.³⁷ Er betonte die Bedeutung der Freiheit des Denkens und der Forschung in den Geisteswissenschaften, ohne von äußeren Autoritäten, wie der theologischen Fakultät oder dem Staat, eingeschränkt zu werden.

Im Streit mit der juristischen Fakultät ist Kant speziell daran interessiert, ob der Mensch sich moralisch auf dem Weg der Verbesserung befinde.³⁸ Da ein kontinuierlicher Rückschritt die Menschen nicht langfristig auf einem zivilisatorischen Niveau halten könne, schloss Kant die Möglichkeit eines moralischen Rückschritts aus.³⁹ Er suchte vielmehr nach historischer Evidenz dafür, dass der Mensch sich auf einem kontinuierlichen Pfad der Besserung befinde. Diesen historischen Beleg glaubt Kant in der Euphorie der Europäer im Zuge der französischen Revolution gefunden zu haben.⁴⁰ Jedoch bedarf es aus seiner Sicht der Philosophie, um diesen Prozess der Verbesserung des Menschen zu verbreiten. Es bedarf laut Kant somit einer Art Volks-Philosophie. Kant geht davon aus, dass das Gute bereits im Menschen liege und jenes nur durch andere philosophische Methoden häufiger gelebt werden müsse.⁴¹

Im Streit mit der medizinischen Fakultät ordnet Kant die medizinische Fakultät zu den niederen Fakultäten ein, da sie sich mit angewandten naturwissenschaftlichen Kenntnissen und medizinischer Praxis befasse. Kant erkennt jedoch die Bedeutung der medizinischen Wissenschaft an und betrachtet sie als eine wichtige Disziplin, die dazu diene das Wohlergehen und die Gesundheit der Menschen zu fördern.⁴²

Der ”Streit der Fakultäten” von Kant ist somit eine Auseinandersetzung mit der Frage nach der Freiheit und der Legitimität der verschiedenen Fakultäten innerhalb einer Universität. Es geht um die Autonomie der Geisteswissenschaften, insbesondere der Philosophie, und ihre Beziehung zu anderen Fakultäten. Sein Hauptanliegen besteht

³⁷Vgl. Kant 1798, S. 16.

³⁸Vgl. ebd., S. 36.

³⁹Vgl. ebd., S. 37-38.

⁴⁰Vgl. ebd., S. 38-39.

⁴¹Vgl. ebd., S.40-42.

⁴²Vgl. ebd., S. 48-51.

darin, eine Balance zwischen den Fakultäten herzustellen und die Autonomie der philosophischen Fakultät, insbesondere der Philosophie als kritischer Vernunft, zu betonen. Gleichzeitig plädierte Kant für eine Zusammenarbeit und ein harmonisches Miteinander der verschiedenen Fakultäten. Er sehe die gegenseitige Ergänzung und die Notwendigkeit des Dialogs zwischen den Disziplinen. Kant argumentiert dafür, dass jede Fakultät ihre eigene Rolle und ihren eigenen Beitrag zur Erkenntnis und zum Wissen hat. Kant stellte die Idee eines "Reichs der Zwecke" vor, in dem die verschiedenen Fakultäten zusammenarbeiten, um das Ziel des menschlichen Fortschritts und der Erkenntnis zu verfolgen.

5.2 Bildungsreformer Wilhelm von Humboldt

Etwa zehn Jahre nach der Veröffentlichung von Kants "Streit der Fakultäten" legte Wilhelm von Humboldt in seinem Werk "Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin" seine Idealvorstellung vom Wesen der Universität dar. Wie der Titel bereits suggeriert, unterteilt von Humboldt das Wesen der Universität in einen inneren und einen äußeren Teil.

Die innere Organisation der Universität sei darauf auszulegen, dass Wissenschaft mit Bildung verknüpft und dass eine Kooperation verschiedener Institutionen im Sinne des optimalen geistigen Wirkens ermöglicht werde.⁴³ Dabei sieht von Humboldt gerade den Staat in der Verantwortung zur Bereitstellung entsprechender Rahmenbedingungen, die beispielsweise Schule und Universität nicht zu stark voneinander abgrenzen. Von Humboldt legt besonderen Wert drauf, dass ein möglichst leichter Übergang von der Schule in die Universität stattfinden kann. Dazu fordert er eine möglichst breite, an grundlegenden Bildungsvoraussetzungen orientierte schulische Bildung. Ansonsten solle sich der Staat möglichst wenig in das Wesen der Universität einmischen.⁴⁴

Im Bezug auf die äußere Organisation des Wesens der Universität beschreibt von Humboldt drei verschiedene Institutionen: die Universitäten, die Akademien und die Insti-

⁴³Vgl. Von Humboldt 1810, S. 377.

⁴⁴Vgl. ebd., S. 378.

tute. Nach von Humboldt sollen die Universitäten einen dualen Auftrag erhalten, also Forschung und Lehre verbinden. Von Humboldt ist davon überzeugt, dass die Organisation der Lehre keine effiziente Forschung verhindere, sondern diese gar bereichern könne. Die Lehre habe dabei durchaus das Ziel, die Studierenden auf das praktische Leben vorzubereiten. Die Akademien hingegen sollten sich ausschließlich mit der Wissenschaft im Sinne der Forschung beschäftigen und somit einen geringeren Bezug zu praktischen Lebensfragen herstellen. Akademien sollen so noch deutlich unabhängiger vom Staat sein. Die Institute sollen hingegen unter unmittelbarer Aufsicht des Staates stehen. Institute sind insofern als deutlich weniger unabhängig und als Hilfsinstitutionen der Universitäten und Akademien zu betrachten.⁴⁵

5.3 Newmans Vorstellungen einer Universität

40 Jahre nach Humboldt beschreibt John Henry Newman in seinem Werk "The idea of a university" aus seiner katholisch geprägten Perspektive das Wesen der Universität.⁴⁶

Newman sieht die Universität als Bildungsinstitution für universelles Wissen an, an welcher der Fokus nicht auf moralischen Zielen liege, sondern viel mehr auf einem intellektuellen Streben. Dieses intellektuelle Streben sei jedoch nicht auf Wissensfortschritte im Sinne eines reinen Forschungsauftrags begrenzt. Das intellektuelle Streben an einer Universität habe viel mehr den Auftrag, kontinuierlichen Wissenstransfer an die nächste Generation sicherzustellen. Newman begründet dies damit, dass man für einen reinen Forschungsauftrag keine Studierende benötige und diese möglicherweise sogar hinderlich seien. Die Omnipräsenz von Studierenden an Universitäten sieht er insofern als einen Beleg für die Bedeutung des Wissenstransfers an jüngere Generationen für das Wesen der Universität an. Um dem Anspruch eines universellen Wissenstransfers gerecht zu werden, benötige die Universität laut Newman eine unmittelbare Verbindung zur Kirche, da nur so die Integrität gewährleistet sei.⁴⁷

⁴⁵Vgl. Von Humboldt 1810, S.385-386.

⁴⁶Vgl. Lanford 1875, S. 1.

⁴⁷Vgl. Newman 1852, Preface.

Newman gilt als ein Verfechter ganzheitlicher Bildung. Er betont, dass Universitäten auf Bezüge über Disziplinen hinaus weiterbilden sollten, um ihre Studierenden dazu zu bewegen, größere Zusammenhänge zu durchdringen. Enge Spezialisierungen könnten nach Newman Deformationen des Intellekts zur Folge haben. Ganzheitliche Bildung sei damit Kern des Wesens der Universität.⁴⁸

Insbesondere der Theologie misst Newman große Bedeutung bei. Die Theologie solle als eine von vielen Disziplinen der Wissenschaft im Lehrplan der Universität verankert sein. Newman grenzt sich damit deutlich von sekulären Tendenzen seiner Zeit ab. Aus seiner Sicht sollte sich das Wesen der Universität nicht von Gott und der Religion entfernen. Man könne schließlich laut Newman über die Disziplin der Theologie einen Blick für das große Ganze gewinnen und so versuchen die Interdependenzen zwischen den verschiedenen Disziplinen besser nachzuvollziehen. Die Theologie sei daher die zentrale Disziplin der Universität und ein Bollwerk gegen die Fragmentierung der Disziplinen.^{49,50}

Aus einer utilitaristischen Perspektive habe eine Universität bereits einen hohen Nutzen allein durch den intrinsischen Wert des Lehrens und Lernens. Praktische Anwendungen des Gelernten im späteren Leben sind aus einer utilitaristischen Sicht somit nicht notwendig. Newman beschreibt Lernen als einen Selbstzweck, der wichtiger sei als die ggf. später daraus resultierenden praktischen Vorteile bei der Anwendung des erworbenen Wissens. Die Förderung der kognitiven Fähigkeiten durch literarische und philosophische Lehre habe bereits genügend Nutzen an und für sich. Aufgabe der Universität sei es demnach mit einer möglichst ganzheitlichen Wissensvermittlung von universellem Gehalt zu dienen, losgelöst von praktischen Bezügen.⁵¹

⁴⁸Vgl. MacIntyre 2009, S. 348.

⁴⁹Vgl. ebd., S. 349.

⁵⁰Vgl. Newman 1852, S. 38.

⁵¹Vgl. MacIntyre 2009, S. 350.

5.4 MacIntyres Erläuterungen der Kritik an Newman

Alasdair MacIntyre erläutert, als Antwort auf Newman und seine Kritiker wie J.M Roberts oder B. Reddings gleichermaßen, an welcher Stelle Newmans Thesen weshalb auf Kritik gestoßen seien. Laut MacIntyre habe Newman mit seiner Aussage, dass eine fokussierte Spezialisierung zu kognitiver Degeneration führen könne, einige etablierte Akteure an Universitäten persönlich gekränkt.⁵² Auch falle es vielen Forschern im 20. Jahrhundert schwer wie Newman in der Theologie eine Schlüsseldisziplin zu sehen, da die Theologie nun nur noch eine von vielen Disziplinen ist und dabei nicht mal eine besondere Notwendigkeit für andere Disziplinen darstellt, wie beispielsweise die Mathematik für die Physik. Laut MacIntyre sei zudem bereits in einigen Fakultäten eine Notwendigkeit für ganzheitliche Wissensvermittlung zwischen Disziplinen angelegt.

Newmans Position zum Lehren und Lernen ziehe hingegen eher institutionalisierte Kritik auf sich, da die besonders herausragenden Universitäten sich heute dadurch auszeichnen, dass sie für die Karriereplanung ihrer Studierenden von besonderer Bedeutung seien.⁵³

Trotz der starken Kritik an Newmans Thesen solle man diese laut MacIntyre dennoch ernst nehmen. So ermögliche ein ganzheitliches Verständnis die Studierenden erst dazu, ihre Kenntnisse aus der eigenen oder naheliegenden Disziplin zu hinterfragen.⁵⁴ Diese Fähigkeit erst zeichne einen wirklich gebildeten Menschen aus. MacIntyre ist wie Newman davon überzeugt, dass für diese Fähigkeit gerade die Theologie bedeutsam sei.⁵⁵ Die herausgehobene Stellung, die Newman und MacIntyre damit der Theologie zuweisen, scheint für die Mehrheit der Forschern jedoch nicht nachvollziehbar.⁵⁶

⁵²Vgl. MacIntyre 2009, S. 348.

⁵³Vgl. ebd., S. 350.

⁵⁴Vgl. ebd., S. 353.

⁵⁵Vgl. ebd., S. 357.

⁵⁶Vgl. ebd., S. 358.

6 Kritische Stellungnahme

Wie Kant, von Humboldt, Newman und MacIntyre unterstütze ich die These, dass sich das Wesen der Universität durch einen ganzheitlichen Bildungsansatz mit einem Fokus auf Wissenstransfer auszeichnet. Die herausgehobene Bedeutung der Studierenden für eine Universität und die Begrenzung gegenüber reinen Forschungsinstituten sehe ich dafür als hinreichenden Beleg an und auch in der öffentlichen Wahrnehmung sind die Universitäten stets an ihre Studierenden gebunden, weshalb auch einige Universitäten mit ihren Alumni in besonderem Maße werben. Zudem bleiben viele Alumni ihrer Alma Mater lebenslang verbunden. Das Wesen der Universität ist folglich durch die Anwesenheit vieler verschiedener Studierende gekennzeichnet.

Anders als Newman sehe ich innerhalb des Wesens der Universität, die einen ganzheitlichen Bildungsansatz verfolgt, jedoch eine Tendenz zu stärkerer Spezialisierung im Laufe des Bildungsweges weniger kritisch. Zwar lässt sich sagen, dass eine Spezialisierung mit einer einschränkenden Festlegung einhergeht, doch kann man aus meiner Sicht nicht fortlaufend in allen Disziplinen glänzen und muss sich ab einem gewissen Zeitpunkt für einen Kernbereich entscheiden. Dies kann man schließlich auch, ohne die Interdependenzen zu anderen Disziplinen aus dem Blick zu verlieren.

Explizit teile ich ebenfalls nicht Kants, Newmans und MacIntyres Ansatz, einzelne Fakultäten als besonders bedeutend für das Wesen der Universität darzustellen. Meiner Meinung nach befinden sich alle Fakultäten vielmehr auf einer Ebene von gleichwertigen Feldern, die einen unterschiedlichen Blickwinkel auf die Welt eröffnen. Die Perspektiven auf die Welt aus dem Blickwinkel der verschiedenen Fakultäten haben zwar unbestreitbar mehr oder weniger große Schnittmengen, die sie miteinander verbinden oder trennen, doch dies macht die einzelnen Fakultäten nicht bedeutender beziehungsweise unbedeutender.

Wie Kant, von Humboldt, Newman und MacIntyre bin ich davon überzeugt, dass ein erfolgreiches Studium an einer Universität maßgeblich von intrinsischer Motivation abhängt. Lebenslanges Lernen und der Prozess des Lernens an sich stellen für mich einen

Selbstzweck dar. Das Wesen der Universität hilft Studierenden dabei, die Fähigkeit zu erwerben effizient zu lernen, so dass sich die Studierenden dann sehr erfolgreich in zukünftigen neuen, nicht bekannten oder explizit erlernten Aufgabenfeldern zu orientieren wissen. Insofern stellt die These, dass zum Wesen der Universität kein Praxisbezug notwendig erscheint, keinen Widerspruch zur Karriereorientierung einiger Universitäten dar. Vielmehr hängt es von den Studierenden ab, wie hoch deren Wunsch nach Abstraktionsgrad des Lernens ist. Je nachdem kann sich dann jeder individuell für eine praktische Lehre an einer Hochschule oder einer theoretischeren Lehre an einer Universität entscheiden. Im Allgemeinen sichert geringerer Praxisbezug und ganzheitliche Bildung an einer Universität vor allem ein hohes Maß an Offenheit für zukünftige Herausforderungen.

Literatur

Jacobs, Alan (2014). „The Two Cultures, Then and Now“. In: *Books and Culture: A Christian Review*.

Kant, Immanuel (1798). *Der Streit der Fakultäten*.

Lanford, Michael (1875). „John Henry Newman: The idea of a university“. In: *The Literary Encyclopedia*.

Leavis, Frank Raymond (1962). „Two cultures? The significance of C.P. Snow“. In: *Cambridge University Press*, S. 53ff.

MacIntyre, Alasdair (2009). „The very idea of a university: Aristotle, Newman, and us“. In: *British Journal of Educational Studies* 57.4, S. 347–362.

Newman, John Henry (1852). *The idea of a university defined and illustrated in nine discourses delivered to the Catholics of Dublin*.

Ortolano, Guy (2008). „The literature and the science of ‘two cultures’ historiography“. In: *Studies in History and Philosophy of Science Part A* 39.1, S. 143–150.

Snow, Charles Percy (1959). *The rede lecture 1959*.

Von Humboldt, Wilhelm (1810). „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin [1810]“. In: *Wilhelm von Humboldt als Staatsmann: Bd. I, erstmals veröffentlicht 1896 durch Bruno Gebhardt*, S. 118ff.